

Unverkäufliche Leseprobe



Aravind Adiga
Der weiße Tiger
Roman

Aus dem Englischen von Ingo Herzke
319 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-57691-1

Zu Händen von:

SEINE EXZELLENZ WEN JIABAO
BÜRO DES MINISTERPRÄSIDENTEN
PEKING
HAUPTSTADT DER FREIHEITSLIEBENDEN NATION CHINA

Gesandt von:

«DER WEISSE TIGER»
EIN DENKER
UND UNTERNEHMER
WOHNHAFT IN DER WELTHAUPTSTADT VON
COMPUTERTECHNOLOGIE UND OUTSOURCING,
ELECTRONICS CITY PHASE 1
(DICHT BEI DER HOSUR MAIN ROAD)
BANGALORE
INDIEN

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,

weder Sie noch ich sprechen Englisch, aber manche Dinge kann man nur auf Englisch sagen.

Die Exfrau meines verstorbenen Ex-Arbeitgebers Mr Ashok, Pinky Madam, hat mir eines dieser Dinge beigebracht; und als die Sprecherin des *All India Radio* heute Abend um 23 Uhr 32, also vor etwa zehn Minuten, verkündete: «Ministerpräsident Wen Jiabao besucht nächste Woche Bangalore», da sagte ich es sofort.

Das sage ich übrigens jedes Mal, wenn Große Männer wie Sie unser Land besuchen. Nicht dass ich irgendwas gegen Große Männer hätte. In gewisser Weise betrachte ich mich als einen

von Ihnen, Sir. Wenn ich allerdings unseren Premierminister mit seiner hochrangigen Gefolgschaft in schwarzen Autos zum Flughafen fahren sehe, wenn sie aussteigen und vor Ihnen und den wartenden Fernsehkameras die Hände zusammenlegen, sich verbeugen und Ihnen versichern, wie heilig und moralisch Indien ist; wenn solche Szenen im Fernsehen gezeigt werden, Sir, dann muss ich einfach diesen englischen Ausdruck sagen.

Sie besuchen uns doch diese Woche, oder, Exzellenz? Normalerweise kann man sich in solchen Dingen auf *All India Radio* verlassen.

Das war ein Witz, Sir.

Ha!

Darum möchte ich Sie direkt fragen, ob Sie wirklich nach Bangalore kommen. Wenn ja, habe ich Ihnen nämlich etwas Wichtiges mitzuteilen. Die Radiosprecherin sagte: «Wen Jiabao hat eine Mission: Er will die Wahrheit über Bangalore erfahren.»

Mir gefror das Blut in den Adern. Denn wenn jemand die Wahrheit über Bangalore kennt, dann ich.

Dann fuhr sie fort: «Mr Jiabao hat den Wunsch geäußert, indische Unternehmer zu treffen und ihre Erfolgsgeschichten in ihren eigenen Worten zu hören.»

Dann erklärte sie das kurz. Offenbar sind Sie in China uns in jeder Hinsicht weit voraus, abgesehen von der Tatsache, dass Sie keine Unternehmer haben. Wohingegen unsere Nation zwar weder über Straßen noch über Trinkwasser, Strom, Kanalisation, öffentlichen Verkehr, einen Sinn für Hygiene, Disziplin, Höflichkeit oder Pünktlichkeit verfügt, aber über Tausende und Abertausende Unternehmer. Vor allem im Bereich Technologien. Diese Unternehmer – *wir* Unternehmer – haben Tausende von Outsourcing-Unternehmen gegründet, die inzwischen im Grunde ganz Amerika am Laufen halten.

Sie hoffen von uns zu lernen, wie man chinesische Unternehmer produziert, daher Ihr Besuch. Das fand ich gut. Aber dann fiel mir ein, wie das Protokoll eines Staatsbesuchs aussieht: Der Premierminister und der Außenminister dieses Landes werden Sie am Flughafen mit Girlanden empfangen, mit kleinen Gandhi-Statuen zum Mitnehmen und einer Informationsbroschüre über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Landes.

Und da, Sir, musste ich einfach jenen englischen Ausdruck benutzen.

Das war um 23 Uhr 37. Vor fünf Minuten.

Aber ich fluche und lästere nicht einfach bloß, ich bin ein Mann der Tat und der Veränderung. Ich beschloss, sofort und auf der Stelle einen Brief an Sie zu diktieren.

Erlauben Sie mir zunächst, von meiner großen Bewunderung für die altehrwürdige chinesische Nation zu sprechen.

Ich habe in einem Buch namens *Der Ferne Osten: Spannende Geschichten aus dem Reich der Mitte* über Ihre Vergangenheit gelesen, das ich auf dem Bürgersteig im alten Teil von Delhi gefunden habe, als ich noch durch den Besuch des sonntäglichen Bücherflohmärkts dort nach Erleuchtung trachtete. In dem Buch ging es hauptsächlich um Piraten und Goldschätze in Hongkong, aber es hielt auch nützliche Hintergrundinformationen über China bereit: Da hieß es, ihr Chinesen würdet die Freiheit lieben, die Freiheit des Landes und die individuelle Freiheit. Ihr habt euch den Briten widersetzt, als sie euch zu ihren Dienern machen wollten. Das bewundere ich, Herr Ministerpräsident.

Sie müssen wissen, ich war auch einmal Diener.

Nur drei Nationen haben sich nie von Fremden beherrschen lassen: China, Afghanistan und Abessinien. Das sind die einzigen drei Nationen, die ich bewundere.

Und wegen dieses Respekts vor der Freiheitsliebe des chine-

sischen Volkes und im Glauben daran, dass die Zukunft der Welt bei Menschen gelber und brauner Hautfarbe liegt, da unsere ehemaligen Herren, die Weißen, sich durch Sodomie, Handygebrauch und Drogenkonsum zugrunde gerichtet haben, biete ich ohne Gegenleistung an, Ihnen die Wahrheit über Bangalore zu präsentieren, Mr Jiabao.

Indem ich meine Lebensgeschichte erzähle.

Wenn Sie nämlich nach Bangalore kommen und an einer Ampel halten müssen, dann wird irgendein Junge zu Ihrem Auto gelaufen kommen, an Ihre Scheibe klopfen und einen sorgfältig in Folie verschweißten Raubdruck eines amerikanischen Buches hochhalten, das einen Titel trägt wie

DAS GEHEIMNIS GESCHÄFTLICHEN ERFOLGES

oder

GANZ LEICHT ZUM UNTERNEHMER IN SIEBEN TAGEN!

Verschwenden Sie Ihr Geld nicht auf diese amerikanischen Bücher, Herr Ministerpräsident. Die sind so von gestern.

Die Zukunft bin ich.

Ich habe vielleicht keine bemerkenswerte Schulbildung genossen. Um es deutlich zu sagen, habe ich keinen Abschluss. Na und? Ich kenne die Werke der vier größten Dichter aller Zeiten auswendig – Rumi, Iqbal, Mirza Ghalib und noch ein Vierter, dessen Name mir gerade nicht einfällt. Ich bin Autodidakt und Unternehmer.

Und das sind die Besten, glauben Sie mir.

Wenn Sie meine Geschichte gehört haben – wie ich nach Bangalore gekommen und dort einer der erfolgreichsten (wenn auch am wenigsten bekannten) Geschäftsleute geworden bin –, dann wissen Sie alles, was Sie über das Entstehen, Fördern und Ent-

wickeln von Unternehmergeist in diesem glorreichen 21. Jahrhundert des Menschengeschlechts wissen müssen.

Genauer gesagt, im Jahrhundert des *gelben* und *braunen* Mannes.

Ihres und meines.

Es ist jetzt kurz vor Mitternacht, Mr Jiabao. Für mich eine gute Zeit zum Reden.

Ich muss die ganze Nacht aufbleiben, Exzellenz. Und außer mir ist niemand in meinem 15-qm-Büro. Bloß ich und mein Kronleuchter, auch wenn der sozusagen Persönlichkeit hat. Ein riesiges Ding aus lauter diamantförmigen Glasstücken, wie man es in den Filmen der Siebziger immer zu sehen bekam. Es ist zwar nachts recht kühl in Bangalore, aber ich habe trotzdem einen ganz kleinen Ventilator – bloß fünf staubige Rotorblätter – direkt über den Kronleuchter gehängt. Wenn der sich nämlich dreht, dann zerhackt er das Licht vom Kronleuchter und wirft es durch den ganzen Raum. So wie die Discokugeln in den tollsten Discotheken Bangalores.

Wahrscheinlich ist dies das einzige 15-qm-Zimmer in der ganzen Stadt mit einem eigenen Kronleuchter. Aber es ist trotzdem bloß ein enges Loch, und ich muss die ganze Nacht darin verbringen.

Der Fluch des Unternehmers. Ständig muss er seine Geschäfte im Auge behalten.

Ich schalte jetzt also den kleinen Ventilator an, damit das Licht des Kronleuchters durchs Zimmer kreist.

Ich bin entspannt, Sir. Und ich hoffe, Sie auch.

Lassen Sie uns anfangen.

Aber vorher will ich noch sagen, was für ein englischer Ausdruck das ist, den ich von der Exfrau meines verstorbenen Exarbeitgebers Mr Ashok, Pinky Madam, gelernt habe:

What a fucking joke.

*

[...]

Wenn ich an Mr Ashok denke, werde ich ganz sentimental. Ich hoffe, ich habe hier irgendwo ein paar Servietten herumliegen.

Ein eigenartiges Phänomen: Wenn man einen Menschen ermordet, fühlt man sich für dessen Leben verantwortlich – betrachtet es vielleicht sogar als sein eigenes. Man weiß mehr über

ihn als sein Vater oder seine Mutter; sie kannten ihn als Embryo, aber man selbst kennt ihn als Leiche. Niemand sonst ist in der Lage, seine Lebensgeschichte zu vollenden; nur man selbst weiß, warum sein Körper vor der Zeit ins Feuer muss, warum seine Zehen sich krümmen und um eine weitere Stunde auf Erden kämpfen.

Auch wenn ich ihn umgebracht habe, werden Sie von mir kein böses Wort über ihn hören. Als ich sein Diener war, habe ich seinen guten Namen geschützt, und jetzt, da ich (gewissermaßen) sein Herr bin, werde ich damit nicht aufhören. Ich verdanke ihm so viel. Er und Pinky Madam saßen so oft auf dem Rücksitz und plauderten über das Leben, über Indien, über Amerika – abwechselnd auf Hindi und auf Englisch –, und indem ich ihnen lauschte, lernte ich eine Menge über das Leben, über Indien und Amerika – und sogar ein bisschen Englisch. (Vielleicht ein bisschen mehr, als ich bisher gezeigt habe!) Viele meiner besten Ideen habe ich in Wirklichkeit von meinem Ex-Arbeitgeber oder seinem Bruder oder sonst welchen Leuten geborgt, die ich durch die Gegend gefahren habe. (Ich muss zugeben, Herr Ministerpräsident: Ich bin kein origineller Denker, aber ein origineller *Zuhörer*.) Zwar gab es zwischen Mr Ashok und mir auch gelegentlich Unstimmigkeiten über ein bestimmtes Wort – *Einkommenssteuer* –, und damit verschlechterte sich unser Verhältnis, aber diese unschönen Dinge gehören weiter ans Ende meiner Geschichte. Momentan stehen wir noch auf bestem Fuß: Wir haben uns gerade erst kennengelernt, weit weg von Delhi in der Stadt namens Dhanbad.

Nach Dhanbad kam ich nach dem Tod meines Vaters. Er war schon eine ganze Zeit krank gewesen, aber in Laxmangarh gibt es kein Krankenhaus, obwohl drei verschiedene Politiker vor drei verschiedenen Wahlen drei verschiedene Grundsteine für Krankenhäuser gelegt haben. Als er anfang, Blut zu spucken,

brachten Kishan und ich ihn im Boot über den Fluss. Die ganze Zeit wuschen wir ihm den Mund mit Flusswasser aus, doch das war so verschmutzt, dass er davon noch mehr Blut spuckte.

Am anderen Ufer erkannte ihn ein Rikschafahrer; er brachte uns drei umsonst ins staatliche Krankenhaus.

Auf den Eingangsstufen des großen, verwittert weißen Gebäudes saßen drei schwarze Ziegen; der Gestank von Ziegenkot wehte aus der offenen Tür. Die meisten Fensterscheiben waren geborsten; eine Katze starrte uns aus einem der gesprungenen Fenster an.

Am Tor hing ein Schild:

FREIES ALLGEMEINES LOHIA-KRANKENHAUS
VOLLER STOLZ EINGEWEIHT VOM GROSSEN SOZIALISTEN
DER HEILIGE BEWEIS,
DASS ER SEINE VERSPRECHEN HÄLT

Kishan und ich trugen unseren Vater hinein und traten dabei auf die Ziegenkötel, die wie Sternbilder auf dem Boden verteilt waren. Im Krankenhaus gab es keinen Arzt. Nachdem wir den Stationshelfer mit zehn Rupien bestochen hatten, verriet er uns, dass am Abend vielleicht ein Arzt käme. Die Türen der Krankenzimmer standen weit offen; aus den Betten ragten Sprungfedern, und die Katze fauchte uns an, kaum dass wir die Schwelle überschritten hatten.

«In den Zimmern ist es nicht sicher – die Katze hat Blut geleckt.»

Zwei Moslems hatten eine Zeitung auf dem Boden ausgebreitet und sich daraufgesetzt. Einer von ihnen hatte eine offene Wunde am Bein. Er lud uns ein, uns zu ihm und seinem Freund zu setzen. Kishan und ich ließen Vater auf die Zeitungen sinken. Wir warteten.

Zwei kleine Mädchen kamen und setzten sich hinter uns; beide hatten gelbe Augen.

«Gelbsucht. *Sie* hat mich angesteckt.»

«Hab ich nicht! *Du* hast *mich* angesteckt. Und jetzt müssen wir beide sterben!»

Ein alter Mann mit einer Mullkompressen auf einem Auge setzte sich hinter die beiden Mädchen.

Die beiden Moslems legten immer mehr Zeitungen auf den Boden, und die Schlange aus kranken Augen, offenen Wunden und delirierenden Mündern wurde immer länger.

«Warum ist denn kein Arzt da?», fragte ich. «Das ist doch das einzige Krankenhaus auf beiden Seiten des Flusses.»

«Es ist so», sagte der ältere Moslem, «es gibt einen Regierungsbeauftragten für medizinische Fragen, der überprüfen soll, ob die Ärzte tatsächlich solche Dorfkrankenhäuser wie dieses betreuen. Immer wenn dieser Posten frei wird, lässt der Große Sozialist alle wichtigen Ärzte wissen, dass der Posten zur Versteigerung kommt. Im Augenblick beträgt der Preis um die vierhunderttausend Rupien.»

«So viel!», rief ich mit weit offenem Mund.

«Warum nicht? Im öffentlichen Dienst lässt sich gutes Geld verdienen! Stell dir vor, ich bin Arzt. Ich leihe mir das Geld zusammen, um es dem Großen Sozialisten zu geben, wobei ich ihm die Füße küsse. Er gibt mir die Stelle. Ich lege einen Eid auf Gott und die indische Verfassung ab, dann lege ich meine Stiefel auf den Schreibtisch in der Hauptstadt des Bundesstaates.» Er hob die Füße und legte sie auf einen imaginären Schreibtisch. «Als Nächstes rufe ich alle mir unterstellten Ärzte, deren Arbeit ich eigentlich kontrollieren soll, in mein Büro. Ich hole meinen großen Regierungsordner aus der Schublade. Ich rufe <Dr. Ram Pandey> auf.»

Er zeigte mit dem Finger auf mich; ich übernahm die Rolle.

Ich grüßte ihn: «Jawohl, Sir!»

Er hielt mir seine Handfläche hin.

«Sie, mein lieber Dr. Ram Pandey, werden jetzt freundlicherweise ein Drittel Ihres Gehalts in meine Hand legen. So ist es brav. Im Gegenzug tue ich das.» Er machte ein Häkchen in seinen imaginären Ordner. «Sie können den Rest Ihres Beamtenalters behalten und den Rest der Woche in irgendeinem Privatkrankenhaus arbeiten. Vergessen Sie das Dorf. Denn nachweislich dieses Ordners *waren* Sie dort. Sie haben mein verwundetes Bein behandelt, die Gelbsucht dieses Mädchens geheilt.»

«Ah», sagten die Patienten. Sogar die Stationshelfer, die sich um uns geschart hatten, nickten anerkennend. Geschichten über Verkommenheit und Korruption sind doch immer die besten, nicht wahr?

Als Kishan Vater etwas Essen in den Mund schob, spuckte er es mit Blut wieder aus. Sein magerer dunkler Körper schüttelte sich in Krämpfen, und das Blut flog in alle Richtungen. Die Mädchen mit den gelben Augen fingen an zu heulen, die anderen Patienten rückten von uns ab.

«Er hat Tuberkulose, oder?», fragte der ältere Moslem, während er die Fliegen von seiner Beinwunde verscheuchte.

«Wissen wir nicht, Sir. Er hustet schon eine ganze Weile, aber wir wussten nicht, was es war.»

«Ach, das ist bestimmt Tuberkulose. Habe ich schon oft bei Rikschafahrern gesehen. Die Arbeit schwächt sie. Na ja, vielleicht taucht der Arzt am Abend noch auf.»

Tat er nicht. An jenem Abend gegen sechs Uhr wurde mein Vater, wie im Regierungsordner sicherlich korrekt verzeichnet, für immer von seiner Tuberkulose geheilt. Die Stationshelfer ließen uns erst sauber machen, bevor wir seine Leiche hinaus-schaffen durften. Eine Ziege kam schnüffelnd herein, als wir das Blut beseitigten. Die Helfer streichelten sie und fütterten sie

mit einer dicken Möhre, während wir das infizierte Blut meines Vaters vom Boden aufwischten.

[...]